

SHARI LAPENA  
Der zehnte Gast

Weitere Titel der Autorin:

The Couple Next Door  
A Stranger in the House

Titel auch als Hörbuch erhältlich

Shari Lapena

# DER ZEHNTE GAST

Es gibt  
kein Entkommen

Thriller

Übersetzung aus dem Englischen  
von Rainer Schumacher

Lübbe



Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

*Für Mama*

Titel der englischen Originalausgabe:  
»An Unwanted Guest«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2018 by 1742145 Ontario Limited 2018

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Anita Hirtreiter, München  
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde  
Unter Verwendung von © Jacket design by Richard Ogle/TW und  
eines Motivs von © Hayden Verry/Arcangel  
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Gesetzt aus der Adobe Garamond  
Druck und Einband: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: [www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils netto ohne UST überall.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

# EINS

**Freitag, 16:45 Uhr**

Die Straße ist voller unerwarteter Kurven und Windungen, während sie immer höher in die Catskill Mountains führt, als würde der Weg umso unsicherer, je weiter man sich von der Zivilisation entfernt. Die Schatten werden tiefer, das Wetter schlechter. Der Hudson River liegt unter ihnen, taucht auf und verschwindet aus dem Blickfeld. Der Wald zu beiden Seiten der Straße hat etwas Lauerndes, als könnte er einen völlig verschlingen; es ist der Wald aus den Märchen. Der leise rieselnde Schnee verleiht dem Ganzen einen gewissen postkartenhaften Charme.

Gwen Delaney hält das Lenkrad fest und blinzelt durch die Windschutzscheibe. Ihr Geschmack sind eher düstere Märchen als Ansichtskarten. Das Licht schwindet, es wird bald dunkel. Der Schneefall macht das Fahren schwieriger und ermüdender. Die Flocken legen sich in einer solchen Fülle auf das Glas, dass sie das Gefühl hat, in einem unerbittlichen Videospiel gefangen zu sein. Zudem ist die Fahrbahn auch noch rutschig. Sie ist dankbar, gute Reifen an ihrem kleinen Fiat zu haben. Das Ganze wird zu einem weißen Durcheinander; es ist schwer zu sagen, wo die Straße endet und der Graben beginnt. Sie ist froh, wenn sie endlich da sind. Sie fängt an, sich

zu wünschen, sie hätten eine Unterkunft gewählt, die weniger abgelegen liegt; diese hier ist meilenweit von allem entfernt.

Neben ihr auf dem Beifahrersitz sitzt Riley Shuter, die sich sichtlich angespannt zusammengerollt hat und schweigt. Allein mit ihr in dem kleinen Auto zu sein macht Gwen nervös. Sie hofft, dass es kein Fehler war, mit ihr hierherzufahren.

Der ganze Zweck dieser kleinen Flucht, denkt Gwen, besteht darin, Riley dazu zu bringen, ein wenig abzuschalten und auf andere Gedanken zu kommen. Gwen beißt sich auf die Lippe und starrt auf die Straße vor ihr. Sie ist ein Stadtmensch, hat nie woanders gelebt; sie ist es nicht gewohnt, auf dem Land zu fahren. Es ist so dunkel hier oben. Sie wird immer nervöser – die Fahrt dauert länger als geplant. Sie hätten nicht unterwegs auf einen Kaffee an diesem hübschen beschaulichen Ort anhalten sollen.

Sie ist nicht sicher, was sie erwartet hat, als sie Riley den Vorschlag gemacht hat, dieses Wochenende wegzufahren – abgesehen von einem Tapetenwechsel, einer Gelegenheit, gemeinsam etwas zur Ruhe zu kommen, ohne Riley daran zu erinnern, dass ihr Leben in Trümmern liegt. Vielleicht war das naiv.

Gwen hat ihr eigenes Päckchen zu tragen, zwar schon seit einiger Zeit, doch sie schleppt es mit sich herum, wohin sie auch geht. Trotzdem hat sie beschlossen, es zumindest für dieses Wochenende hinter sich zu lassen. Ein kleines Luxushotel im Landesinneren, gutes Essen, kein Internet, unberührte Natur – genau das, was sie beide brauchen.

Riley sieht nervös aus dem Autofenster, starrt in den schattigen Wald und versucht, sich nicht vorzustellen, dass jede Sekunde jemand vor ihr Auto springt und sie anhält. Sie ballt die Hände in den Taschen ihrer Daunenjacke zu Fäusten. Sie

vergegenwärtigt sich, dass sie nicht mehr in Afghanistan ist. Sie ist zu Hause, in Sicherheit, im Staat New York. Hier kann ihr nichts Schlimmes passieren.

Durch ihre Arbeit ist sie ein anderer Mensch geworden. Was sie gesehen hat, hat sie so sehr verändert, dass sie sich selbst kaum noch erkennt. Sie blickt verstohlen zu Gwen. Sie beide standen sich einmal nahe. Riley ist nicht einmal sicher, warum sie sich bereit erklärt hat, mit ihr in dieses abgelegene Landhotel zu fahren. Sie beobachtet Gwen, wie sie sich angestrengt auf die kurvenreiche Straße hinauf in die Berge konzentriert. »Geht's dir gut?«, fragt sie unvermittelt.

»Mir?«, sagt Gwen. »Ja, alles okay. Wir müssten bald da sein.« In der Journalistenschule an der NYU war Gwen die Beständige, Pragmatische von ihnen beiden gewesen. Aber Riley war ehrgeizig – sie wollte dort sein, wo die Dinge passierten. Gwen hatte keine Lust auf Abenteuer. Sie zog Bücher und Ruhe vor. Nach dem Abschluss, außerstande, einen anständigen Job bei einer Zeitung zu finden, hatte Gwen ihre Fähigkeiten schnell in eine gute Position in der Unternehmenskommunikation eingebracht und schien es nie bereut zu haben. Riley hingegen war auf dem Weg in die Kriegsgebiete gewesen. Und sie hatte lange durchgehalten.

Warum macht sie das? Warum denkt sie ständig daran? Sie kann spüren, wie sie sich auflöst. Sie versucht, ihre Atmung zu verlangsamen, so, wie es ihr beigebracht wurde. Um zu verhindern, dass die Bilder zurückkommen, dass sie die Kontrolle übernehmen.

David Paley parkt sein Auto auf dem geräumten Parkplatz rechts vom Hotel. Er steigt aus dem Wagen und streckt sich. Wegen des schlechten Wetters hat die Fahrt von New York

City hierher länger gedauert als gedacht, und jetzt sind seine Muskeln steif – schließlich ist er auch nicht mehr der Jüngste. Bevor er seine Reisetasche vom Rücksitz des Mercedes nimmt, steht er für einen Moment im dichten Schneefall und schaut auf Mitchell's Inn.

Es ist ein schönes dreigeschossiges Gebäude aus rotem Backstein, umgeben von Wäldern. Die Vorderseite des kleinen Hotels ist offen, mit einer großen Freifläche, vermutlich schneebedeckter Rasen. Hohe immergrüne Bäume und Laubbäume ohne Blätter, alle weiß verhüllt, scheinen das Haus einzurahmen. Vorne, in der Mitte des Rasens, thront ein mächtiger einzelner Baum mit weit ausladenden dicken Ästen. Alles ist schneebedeckt. Hier ist es ruhig und friedlich, und er spürt, wie sich seine Schultern allmählich entspannen.

Das Hotel hat große rechteckige Fenster, die regelmäßig über alle drei Etagen verteilt sind. Breite Stufen führen zu einer Holzveranda und einer zweiflügeligen Eingangstür, verziert mit Tannenzweigen. Obwohl es immer noch Tageslicht gibt, brennen die Lampen zu beiden Seiten der Tür, und aus den Fenstern im Erdgeschoss fällt weiches gelbes Licht, das dem Gebäude ein warmes, einladendes Aussehen verleiht. David steht ganz still und versucht, den Stress des Tages – und der Woche und der Jahre – zu verdrängen, während Schnee sanft auf sein Haar fällt und seine Lippen kitzelt. Er fühlt sich, als würde er in eine frühere, gnädigere, unschuldigere Zeit zurückgehen.

Er will versuchen, volle achtundvierzig Stunden lang nicht an die Arbeit zu denken. Jeder, egal wie viel er zu tun hat, muss ab und zu seine Batterien aufladen – ganz besonders ein vielbeschäftigter Strafverteidiger. Es ist selten, dass er sich überhaupt eine Auszeit nehmen kann, geschweige denn ein ganzes Wochenende. Er ist fest entschlossen, es zu genießen.

## Freitag, 17:00 Uhr

Lauren Day blickt auf den Mann neben sich, Ian Beeton. Er steuert seinen Wagen gekonnt unter ziemlich schwierigen Bedingungen, und es sieht alles so einfach aus. Er hat ein entwaffnendes Lächeln, und er richtet es jetzt auf sie. Sie lächelt zurück. Er sieht gut aus, ist groß und zurückhaltend, aber es ist das Lächeln, das sie zuerst zu ihm hingezogen hat, seine lockere Art, die ihn so attraktiv macht. Lauren kramt in ihrer Handtasche nach ihrem Lippenstift. Sie findet ihn – ein schöner Rotton, der ihr Gesicht belebt – und trägt ihn vorsichtig auf, während sie in den Spiegel auf der Sonnenblende vor sich schaut. Das Auto schlittert ein wenig und sie hält inne, doch Ian fängt den Wagen geschickt ein. Die Straße windet sich nun steiler, und das Auto neigt zunehmend zum Ausbrechen, je mehr es an Bodenhaftung verliert.

»Wird rutschig«, sagt sie.

»Keine Sorge. Nichts, womit ich nicht umgehen kann«, sagt er und grinst sie an.

Sie lächelt zurück. Ihr gefällt, dass er so großes Selbstvertrauen hat.

»Whoa – was ist das?«, fragt sie unvermittelt. Vor ihnen rechts ist eine dunkle Kontur zu sehen. Es ist ein trüber Tag, und angesichts des heftigen Schneefalls ist es schwer zu erkennen, aber es sieht so aus, als steckte ein Auto im Graben.

Sie starrt aufmerksam aus dem Fenster, als sie an dem anderen Wagen vorbeifahren, und Ian sucht nach einer Stelle, wo er halten kann. »Ich glaube, da ist jemand drin«, sagt sie.

»Warum haben sie nicht die Warnblinkanlage an?«, murmelt er. Er steuert langsam an den Straßenrand, vorsichtig, um nicht selbst von der Fahrbahn zu rutschen. Lauren steigt aus dem warmen Wagen aus und versinkt in mehreren Zen-

timetern Neuschnee, der sofort in ihre Stiefel eindringt und ihre Knöchel stechen lässt. Sie kann hören, wie Ian ebenfalls aus dem Wagen steigt und die Tür zuschlägt.

»Hey!«, ruft sie zu dem Wagen hinunter. Die Fahrertür öffnet sich langsam.

Lauren klettert vorsichtig die Böschung hinunter und rutscht dabei immer wieder aus. Der Boden ist uneben, und es fällt ihr schwer, das Gleichgewicht zu halten. Sie erreicht das Fahrzeug und greift mit der linken Hand nach der Tür, um sich abzustützen, während sie durch die Seitenscheibe schaut. »Geht es Ihnen gut?«, fragt sie.

Die Fahrerin ist eine Frau etwa in ihrem Alter – um die dreißig Jahre – und trägt eine Skimütze und eine gesteppte Winterjacke. Sie wirkt ein wenig durcheinander, doch die Windschutzscheibe ist nicht geborsten, und sie trägt einen Sicherheitsgurt. Lauren schaut über die Fahrerin hinweg zu der Frau auf dem Beifahrersitz. Ihr Gesicht ist blass und schweißgebadet, und sie starrt geradeaus, als ob Lauren gar nicht da wäre. Sie sieht aus, als hätte sie einen furchtbaren Schock erlitten.

Die Fahrerin sieht ihre Begleiterin schnell an und wendet sich dann dankbar an Lauren. »Ja, es geht uns gut. Wir sind vor ein paar Minuten von der Straße abgekommen. Wir haben überlegt, was wir jetzt tun sollen. Wir haben wirklich Glück, dass Sie aufgetaucht sind.«

Lauren spürt, wie Ian hinter ihr erscheint und über ihre Schulter auf die beiden Frauen im Auto blickt. Er lächelt sie mit seinem charmanten Lächeln an. »Sieht aus, als bräuchten Sie einen Abschleppwagen.«

»Na toll«, sagt die Fahrerin resigniert.

»Wo wollt Sie hin?« fragt Lauren.

»Zum Mitchell's Inn«, antwortet sie.

»Na, ist das nicht ein Glücksfall!«, sagt Ian. »Da wollen wir auch hin. Obwohl ich nicht glaube, dass es hier draußen noch viel mehr gibt. Warum fahren Sie nicht mit und arrangieren vom Hotel aus, dass jemand kommt, um Ihr Fahrzeug herauszuholen?«

Die Frau lächelt erleichtert und nickt. Sie ist offensichtlich froh, dass sie gerettet wurde. Lauren kann es ihr nicht verübeln. Man kann sich hier draußen zu Tode frieren, ganz allein. Aber die Frau neben ihr reagiert nicht. Sie scheint in ihrer eigenen Welt zu sein.

»Haben Sie Gepäck?«, fragt Lauren.

»Ja, hinten.« Die Fahrerin steigt aus dem Wagen und kämpft sich durch den tiefen Schnee zur Rückseite des Fahrzeugs. Ihre Beifahrerin scheint endlich aus ihrer Trance zu erwachen und steigt auf der anderen Seite aus. Die Fahrerin öffnet den Kofferraum, als die andere Frau neben ihr auftaucht. Beide nehmen jeweils eine Reisetasche an sich.

Ian streckt die Hand aus und bietet allen drei Frauen Hilfe bis hinauf zur Straße. Der Aufstieg ist selbst mit seiner Unterstützung schwierig.

»Vielen Dank«, sagt die Fahrerin. »Mein Name ist übrigens Gwen, und das ist Riley.«

»Ich bin Lauren, und das ist Ian«, sagt Lauren. »Steigen wir ins Auto. Es ist kalt.« Sie wirft einen verstohlenen Blick auf die Frau namens Riley, die bisher kein Wort gesagt hat. Sie fragt sich, was mit ihr los ist. Etwas scheint mit ihr definitiv nicht zu stimmen.

## ZWEI

### Freitag, 17:00 Uhr

Beverly Sullivan lässt ihre Reisetasche zu Boden fallen und ihren Blick durch den Raum schweifen. Er ist perfekt. Genau wie in der Broschüre. Hier gibt es einen altmodischen Luxus, an den sie nicht gewöhnt ist, und sie bewegt sich durch den Raum und berührt Dinge. Das antike Kingsize-Bett ist mit Kissen übersät. Der geschnitzte Kleiderschrank ist wunderschön, und der dicke Orientteppich muss ein Vermögen gekostet haben. Sie tritt zu den Fenstern, die zur Vorderseite des Hotels zeigen. Der Schneefall hat alles unbeschreiblich schön gemacht. Neuschnee gibt ihr immer ein Gefühl der Hoffnung.

Sie wendet sich von den Fenstern ab und schaut in das Badezimmer – eine makellose Oase aus weißem Marmor und flauschigen weißen Handtüchern. Sie kontrolliert kurz ihr Aussehen im aufwendigen Spiegel über der Frisierkommode und wendet sich ab. Sie setzt sich auf das Bett, prüft es und beginnt sich zu fragen, warum ihr Mann so lange braucht. Henry ist an der Rezeption geblieben, um sich nach Langlaufskiern zu erkundigen und Gott weiß was sonst noch, und sie ist allein auf das Zimmer gegangen. Er hat darauf bestanden, dass sie nicht auf ihn wartet, obwohl sie durchaus willens gewesen wäre, in einem der Sessel oder Sofas um den Natur-

steinkamin in der Lobby zu sitzen, während er sich um die Ausrüstung kümmert. Aber sie wollte das nicht zum Thema machen. Sie gibt sich Mühe, nicht enttäuscht zu sein. Es wird bestimmt etwas dauern, bis er anfängt, sich zu entspannen. Er scheint nach Möglichkeiten zu suchen, ihr Wochenende mit Aktivitäten zu füllen, wo sie doch nur ein wenig Zeit mit ihm allein haben will. Es ist beinahe so, als wollte er nicht mit ihr zusammen sein, als wolle er überhaupt nicht hier sein.

Sie weiß, dass ihre Ehe nicht mehr glücklich ist. Sie würde nicht sagen, dass sie zerrüttet ist, doch sie müssen an ihrer Beziehung arbeiten. Sie haben sich auseinandergeliebt, haben angefangen, sich gegenseitig für selbstverständlich zu halten. Sie trägt gleichermaßen die Schuld dafür. Wie überlebt eine moderne Ehe all die Kräfte, die zusammenkommen, um sie auseinanderzureißen? Zu viel familiäre Nähe, die Tristesse der häuslichen Gemeinschaft, die Rechnungen, die Erziehung der Kinder, Vollzeitjobs und tausend andere Dinge, die es zu erledigen gibt. Sie weiß nicht, ob ein Wochenende an einem schönen und abgelegenen Ort auf dem Land einen großen Unterschied macht. Aber es könnte ein Anfang sein. Ein Anfang, den sie sicherlich nicht bekommen hätten, wenn sie zu Hause geblieben wären. Sie brauchen dringend eine Chance, sich wieder anzunähern, sich zu erinnern, was sie aneinander mögen. Weg von den zankenden, mürrischen Teenagern, die ständig nach Aufmerksamkeit verlangen und sie auslaugen. Sie seufzt und sinkt innerlich zusammen; sie wünscht sich, sie würden nicht so viel wegen der Kinder streiten. Sie hofft, dass sie hier über die Dinge reden können, ohne unterbrochen zu werden, ohne diese ständige ermüdende, unterschwellige Anspannung.

Sie fragt sich mit einem leichten Unbehagen, wie sich das Wochenende entwickeln und ob sich bis zu ihrer Rückkehr nach Hause etwas geändert haben wird.

Henry Sullivan hält sich in der Nähe der Rezeption in der Lobby links neben der großen Treppe auf. Der Geruch von Holzscheiten, die im Kamin brennen, erinnert ihn an Weihnachten, als er noch ein kleiner Junge war. Er betrachtet einige Hochglanzbroschüren, die für lokale Restaurants und Attraktionen werben. Obwohl »lokal« vielleicht ein wenig weit hergeholt ist. Sie sind hier oben ziemlich weit ab vom Schuss. Leider sieht es bei dem ganzen Schnee so aus, als wäre es ohnehin zu schwierig, überhaupt irgendwo hinzugehen, doch der junge Mann an der Rezeption meinte, die Schneepflüge würden morgen fahren, und die Straßen sollten frei sein. Henry befingert das Handy in seiner Hosentasche. Hier oben gibt es keinen Empfang, womit er nicht gerechnet hatte. Beverly hatte nichts davon erwähnt. Er empfindet einen Anflug von Ärger.

Er ist nicht sicher, warum er diesem Wochenendausflug zugestimmt hat, außer vielleicht aus Schuldgefühl. Er bereut es bereits, er will nur nach Hause zurück. Für einen Moment gibt er sich dem Gedanken hin, wieder in sein Auto zu steigen und seine Frau hierzulassen. Wie lange würde es dauern, bis sie merkt, dass er weg ist? Was würde sie tun? Schnell erstickt er die Fantasie.

Seine Frau sieht in letzter Zeit immer unglücklicher aus, aber er sagt sich, dass es nicht bloß an ihm liegt. Es sind auch die Kinder. Ihr Job. Das nahende mittlere Alter. Ihre dicker werdende Taille. Es ist alles Mögliche. Eine Person kann nicht für das Glück einer anderen Person verantwortlich sein. Sie ist für sich selbst verantwortlich. Er kann sie nicht glücklich machen.

Doch er ist ja kein kompletter Idiot. Er weiß, dass es nicht so einfach ist. Er hat sie einmal geliebt. Sie ist die Mutter seiner Kinder. Er liebt sie einfach nicht mehr. Und er hat keine Ahnung, was er dagegen tun soll.

Dana Hart stampft den Schnee von ihren Stuart-Weitzman-Stiefeln vor der Haustür ab und sieht sich anerkennend in der Lobby um. Das Erste, was ihr auffällt, ist die große Prunktreppe. Der Spindelstock und das Geländer sind aufwendig aus einem brünierten dunklen Holz geschnitzt. Die Treppe ist breit, mit einem dicken Läufer in einem dunklen Blumenmuster. Sie sieht das Funkeln der Teppichstangen aus Messing, die den Läufer an seinem Platz halten. Es ist alles sehr beeindruckend, und inzwischen ist Dana nicht mehr so leicht zu beeindrucken. Die Treppe lässt sie an Scarlett O'Hara in *Vom Winde verweht* denken, oder vielleicht an Norma Desmond in *Sunset Boulevard*. Es ist die Art von Treppe, für die man sein schönstes langes Kleid anzieht und einen Auftritt hinlegt, denkt sie. Ich bin bereit für meine Nahaufnahme.

Leider hat sie keine Abendroben mitgebracht. Was für eine Schande, dass eine so prächtige Treppe verschwendet wird, denkt sie. Als Nächstes bemerkt sie den großen Steinkamin auf der linken Seite der Lobby; um ihn herum sind viele bequem aussehende Sofas und Sessel zum Verweilen angeordnet, einige in tiefblauem Samt, andere in dunkelbraunem Leder, ergänzt von kleinen Tischen mit Lampen darauf. Die Wände sind halbhoch vom Boden mit dunklen Holzverkleidungen vertäfelt. Ein wunderschöner Perserteppich bedeckt einen Teil der dunklen Holzböden und lässt alles gemütlich, aber teuer erscheinen, was genau das ist, was sie mag. An der Decke funkelt und glitzert ein Kronleuchter. Der Geruch des Holzfeuers erinnert sie an unbeschwerte Tage in Matthews Elternhaus. Sie atmet tief durch und lächelt. Sie ist eine sehr glückliche Frau. Seit Kurzem verlobt, auf einem Wochenend-Trip mit dem Mann, den sie heiraten wird. Alles ist herrlich, einschließlich dieses bezaubernden Hotels, das Matthew für sie ausgesucht hat.

Er hat sie vor der Tür abgesetzt und parkt den Wagen. Er wird jeden Moment mit ihren Taschen hier sein. Sie macht sich auf den Weg durch die Eingangshalle, vorbei am Kamin, zur altmodischen Rezeption links neben der Treppe. Hier glänzt alles mit einer Patina aus Alterung und guter Möbelpolitur. Hinter dem Empfang steht ein junger Mann, und ein anderer, älterer Mann – offensichtlich ein Gast – lehnt dagegen und blättert durch einige Broschüren. Letzterer blickt auf, als er sie sieht. Er hält für eine Sekunde inne, glotzt, lächelt sodann verlegen und sieht weg. Sie ist daran gewöhnt. Sie hat diese Wirkung auf Männer. Als könnten sie, wenn sie sie sehen, ihren Augen nicht trauen. Sie kann nichts dafür.

Der jüngere Mann hinter dem Schalter stutzt beinahe unmerklich, aber ihm ist sie ebenfalls aufgefallen. Auch daran ist sie gewöhnt.

»Mein Name ist Dana Hart. Mein Verlobter und ich haben auf den Namen Matthew Hutchinson reserviert.«

»Ja, selbstverständlich«, sagt der junge Mann gelassen und blickt in das Register. Sie bemerkt, dass er ein altes Hotelregister benutzt – wie malerisch – und kein Computersystem, um Gäste einzuchecken. Hinter dem Schreibtisch, an der Wand, befinden sich Holzfächer für die Zimmerschlüssel. »Sie sind in Zimmer 201. Die Treppe hinauf in den zweiten Stock und nach rechts«, informiert er sie.

Hinter ihr öffnet sich die Tür mit einem Schwall kalter Luft. Sie dreht sich um und sieht Matthew mit einer Tasche in jeder Hand und Schnee auf dem Mantel und den dunklen Haaren. Er kommt zu ihr, und sie streift ihm den Schnee von den Schultern. Sie genießt diese kleinen Demonstrationen von Besitz.

»Willkommen im Mitchell's Inn«, sagt der junge Mann hinter dem Schalter, lächelt und überreicht ihr einen schwe-

ren Messingschlüssel. Sie bemerkt jetzt, wie attraktiv er ist. »Das Abendessen wird von sieben bis neun Uhr im Speisesaal serviert. Davor bieten wir Getränke in der Lobby an. Ich wünsche Ihnen einen schönen Aufenthalt.«

»Danke, ich bin sicher, den werden wir haben«, sagt ihr Verlobter und wirft ihr einen vielsagenden Blick zu. Sie hebt ihre perfekt geformten Augenbrauen – ihre Art, ihm zu sagen, dass er sich in der Öffentlichkeit benehmen soll.

Matthew nimmt die Taschen wieder auf und folgt Dana die breite Treppe hinauf. Es gibt keinen Aufzug. Es ist ein kleines Hotel. Er hat es sorgfältig ausgewählt. Er wollte einen ruhigen und abgeschiedenen Ort, um einige Zeit ganz ungestört mit Dana zu verbringen, vor all dem Irrsinn der Hochzeit, den er lieber ganz vermeiden würde. Er wünschte, sie könnten einfach in die Karibik fliegen und niemandem etwas davon sagen. Aber der Erbe eines großen Vermögens in New England brennt nicht durch. So etwas würde seine Mutter und seine Tanten umbringen, und das könnte er ihnen nie antun. Er weiß auch, dass Dana unbedingt eine pompöse Trauung will, obwohl ihr der Stress, den die Planung und Organisation der Feierlichkeiten mit sich bringt, manchmal zu viel wird. Allerdings war sie in letzter Zeit anfällig für Gefühlsausbrüche. Diese Pause vor dem letzten Anlauf zu ihrer Hochzeit im Frühjahr dürfte ihnen beiden guttun.

Der dicke Teppich macht ihre Schritte weicher, so dass es nahezu vollkommen still ist, als sie die Treppe zum zweiten Stock hinauf und ein paar Schritte entlang dem Korridor zu Zimmer 201 gehen. An der Tür ist ein ovales Messingschild mit der eingravierten Zimmernummer, und das Schloss ist altmodisch mit einem großen Schlüsselloch.

Matthew sperrt auf und hält ihr die Tür auf. »Nach dir.«  
Dana tritt ein und lächelt anerkennend. »Es ist wunderschön«, sagt sie.

Sie fährt zu ihm herum, noch während er die Tür hinter sich zumacht.

Er legt seine Arme um sie und sagt: »Du bist wunderschön.« Er küsst sie; schließlich schiebt sie ihn mit einem verpielten Stoß weg.

Sie schlüpft aus dem Mantel. Er macht das Gleiche und hängt beide in den Schrank. Gemeinsam inspizieren sie das Zimmer. Das Bett ist natürlich Kingsize, und die Bettwäsche ist erstklassig, wie er bemerkt. Schokoladen in Folie verpackt liegen auf den Kissen. Die Badewanne ist offensichtlich für zwei Personen gedacht, und auf einem kleinen Tisch neben der Tür steht als Willkommensgruß ein Kühler mit Champagner auf Eis. Die Fenster zeigen hinaus auf den riesigen Vorplatz mit den schneebedeckten Bäumen und der langen, kurvenreichen Zufahrt, die zur Hauptstraße hinunterführt und nun schnell zuschneit. Auf dem Parkplatz an der Seite der freien Fläche steht ein halbes Dutzend Autos. Die beiden Liebenden verharren Seite an Seite und schauen nach draußen.

»Es ist die Honeymoon-Suite«, sagt er zu ihr. »Falls du es nicht schon erraten hast ...«

»Bringt das nicht Unglück?«, fragt sie. »Die Honeymoon-Suite zu buchen, wo wir doch eigentlich gar nicht in den Flitterwochen sind?«

»Oh, das glaube ich nicht.« Sie sehen zu, wie sich ein Auto tapfer die Straße hinaufkämpft und langsam auf den Parkplatz fährt. Vier Leute steigen aus, drei Frauen und ein Mann. Matthew streichelt Danas Hals und macht ihr folgenden Vorschlag: »Wie wäre es mit einem Nickerchen vor dem Abendessen?«

Ian Beeton fällt in einen der Sessel neben dem Kamin in der Lobby, während Lauren sich einträgt und den Schlüssel zu ihrem Zimmer bekommt. Er hätte nichts gegen einen Drink. Er fragt sich, wo die Bar ist. Der Speisesaal befindet sich auf der rechten Seite von der Lobby aus – die Glastüren zum Speisesaal stehen offen, und er kann Tische mit weißen Tischdecken aus Leinen sehen. Das Hotel ist sehr charmant. Wie es aussieht, hat es vermutlich viele kleine Räume, Flure und Nischen, nicht wie ein typisches modernes Hotel, gebaut für Effizienz und maximale Rendite.

Er richtet seine Aufmerksamkeit auf die beiden Frauen, die sie unterwegs gerettet haben. Gwen, die Fahrerin, holt den Schlüssel zu ihrem Zimmer. Offenbar teilen sie sich eins. Er beobachtet, wie sie zusammen die Treppe hochgehen. Er hängt seinen Gedanken nach.

Lauren nähert sich und streckt ihm die Hand entgegen. »Wollen wir nach oben?«

»Sicher.«

»Das Abendessen ist von sieben bis neun Uhr im Speisesaal, aber wir können hier unten Cocktails trinken«, sagt sie ihm.

»Gut. Worauf warten wir noch?«

»Wir sind im zweiten Stock.«

Er steht auf und nimmt die Taschen, dann folgt er Lauren die Treppe hoch. Der Ort wirkt so ruhig. Womöglich ist es der Schnee oder der dicke Teppich oder das weiche Licht, aber alles wirkt vollkommen gedämpft.

»Ist dir etwas an dieser Riley aufgefallen?« Lauren flüstert, als sie die aufwendige Treppe hinaufsteigen.

»Sie sah ziemlich verunsichert aus«, räumt er ein.

»Sie hat die ganze Zeit kein Wort gesagt. Ich meine, sie sind nur in einen Graben gerutscht. Es ist kein größerer Schaden entstanden.«

»Vielleicht hatte sie schon mal einen Autounfall.«  
»Vielleicht.« Als sie den zweiten Stock erreichen, wendet sie sich zu ihm um. »Sie wirkte sehr angespannt«, sagt sie. »Ich habe seltsame Schwingungen von ihr aufgefangen.«  
»Denk nicht an sie«, erwidert Ian und gibt ihr einen Kuss.  
»Denk an mich.«

## DREI

### Freitag, 17:30 Uhr

Gwen sitzt auf dem Bett am weitesten von der Tür entfernt – sie haben ein Zimmer im zweiten Stock mit zwei Doppelbetten, wie gewünscht – und beobachtet Riley nervös. Sie hat dieser Frau, Lauren, angesehen, dass sie sich über Riley Gedanken gemacht hat.

Zum ersten Mal dämmert Gwen, dass sie vielleicht nicht das ist, was Riley gerade braucht. Sie lässt sich von Rileys stiller Panik anstecken, anstatt dass Riley durch Gwens pragmatische Art ruhiger wird. Riley war schon immer die stärkere Persönlichkeit von ihnen beiden; Gwen hätte erkennen müssen, dass Riley eine Wirkung auf sie haben würde und nicht umgekehrt. Schon jetzt sieht sich Gwen wieder in dunkle Ecken blicken und wegen unerwarteter Geräusche zusammenzucken; und sie stellt sich vor, dass schlimme Dinge passieren. Womöglich liegt es nur daran, dass sie an einem fremden Ort ist, oder an der altmodischen Atmosphäre dieses Hotels.

»Vielleicht sollten wir uns ein wenig frisch machen und vor dem Abendessen etwas trinken gehen«, schlägt Gwen vor.

»Sicher«, sagt Riley ohne Begeisterung.

Sie ist blass, und ihr langes blondes Haar hängt schlaff um ihr Gesicht. Keine Spur von dieser Lebendigkeit, die sie frü-

her hatte. Sie war einmal schön, doch nun ist es schwer, sie so zu sehen. Was für ein schlimmer Gedanke, erkennt Gwen. Sie hofft, dass Rileys Schönheit zurückkehrt. Gwen sieht sie flehentlich an. »Ich weiß, du machst eine schwere Zeit durch. Aber du musst es wenigstens versuchen.«

Riley mustert sie flüchtig. In ihrem Blick liegt Ärger, oder vielleicht sind es auch Ressentiments. Wut. Gwen spürt ein leichtes Aufflammen ihrer eigenen Wut und denkt plötzlich, dass es ein langes Wochenende werden wird, wenn sie auf jedes Wort achten muss, das sie sagt. Doch sie ruft sich ins Gedächtnis, dass Riley eine ihrer besten Freundinnen ist. Sie schuldet es ihr. Sie will ihr helfen, wieder auf die Beine zu kommen, sie will ihre wunderschöne, temperamentvolle Freundin zurück. Sie will wieder eifersüchtig auf Riley sein, merkt sie, wie früher.

»Lass mich dir die Haare bürsten«, sagt Gwen. Sie steht von ihrem Bett auf und stöbert in Rileys Handtasche nach der Bürste. Dann setzt sie sich hinter Riley auf das Bett und fängt an, ihr Haar in langen, beruhigenden Strichen zu bürsten. Schließlich sieht sie, wie sich Rileys Schultern etwas zu lockern beginnen. Als sie fertig ist, sagt sie: »So. Jetzt noch ein wenig Lippenstift. Ich auch. Und dann gehen wir runter und essen etwas. Anschließend gehen wir wieder auf das Zimmer und verbringen eine ruhige Nacht und reden, genau wie früher. Oder wir lesen, wenn dir das lieber ist.« Sie hat selbst ein paar Romane mitgebracht. Sie hätte nichts dagegen, in ein Buch zu flüchten. Ihr eigenes Leben ist alles andere als perfekt.

Ein Korridor führt an der Rezeption vorbei entlang der Westseite des Hotels und teilt diesen Teil des Gebäudes in Vorder- und Hinterzimmer.

Am Ende des Flurs befindet sich eine Bar, doch als David Paley seinen Kopf hineinsteckt, ist der Raum leer. Rechts neben der Tür befindet sich ein Tresen mit einer beeindruckenden Auswahl an Spirituosenflaschen, aber dahinter steht niemand, der ihn bedienen könnte. Der Raum ist mit dem gleichen dunklen satten Holz verkleidet wie die Lobby. Gegenüber der Theke, auf der anderen Seite des Raumes, steht ein Kamin mit einem hübschen Kaminsims, und über dem Kamin hängt ein Ölbild – eine finstere, stimmungsvolle Studie von einem Mann, der einen Fasan mit dem Kopf nach unten an den Ständern hält. Die Fenster zeigen auf den verschneiten Rasen vor dem Haus. Vor dem Kamin steht ein Ensemble kleinerer Tische und alter, bequemer Ledersessel. Es ist ein Herrenzimmer. Er fragt sich, ob er bleiben und hoffen soll, dass ein Barmann auftaucht, oder ob er in die Lobby zurückkehren und sich einen Drink dorthin bringen lassen soll. Es ist nicht angenehm, allein zu reisen. Er setzt sich in einen der Ledersessel am Kamin, obwohl noch kein Feuer auf dem Gitter brennt, wartet ein paar Minuten, bis er annimmt, dass niemand kommt, und wandert zurück in die Lobby. Dort ist ebenfalls keine Menschenseele; der junge Mann, der vorhin noch hinter dem Empfang gestanden hat, ist inzwischen verschwunden. David tippt auf die altmodische Glocke an der Rezeption. Der klare Ton ist lauter, als er erwartet hätte, und er schreckt ein wenig zusammen. Derselbe junge Mann von vorhin erscheint in dem breiten Korridor, der hinter dem Empfang, neben der Treppe verläuft, und eilt zum Schalter.

»Es tut mir leid, dass ich Sie warten ließ«, sagt er. »Wir sind wegen des Wetters ein wenig unterbesetzt.« Er lächelt entschuldigend.

»Ich habe mich gefragt, ob ich hier einen Drink bekommen könnte.«

»Selbstverständlich. Wir servieren hier in der Lobby Getränke. Ich bringe den Barwagen in ein paar Minuten nach vorn.«

»Das ist schön«, sagt David liebenswürdig. Er will nur einen Drink, einen bequemen Sessel und ein warmes Feuer. Und dann ein gutes Abendessen und einen tiefen, ungestörten Schlaf. Er setzt sich hin und fragt sich, ob ihm jemand Gesellschaft leisten wird. Dann hört er Räder über den Boden rumpeln, zusammen mit dem Klimpern von Gläsern und Flaschen.

Er blickt auf und sieht den jungen Mann einen gut bestückten Barwagen in die Lobby schieben. Es gibt die üblichen Utensilien, einen Cocktailshaker, einen Eimer Eis, verschiedene Mischungen und Garnierungen, gute Spirituosen und eine Auswahl von Gläsern. Im Fach darunter stehen Weinflaschen sowie ein Champagnerkübel mit Eis, aus dem der folienumwickelte Hals einer Flasche ragt.

»Was hätten Sie gern?«, fragt der junge Mann.

Er ist fast noch ein Kind, wirklich, denkt David. Er sieht so jung aus. Er schätzt ihn auf einundzwanzig. »Wie heißen Sie?«, fragt David.

»Bradley«, antwortet der junge Mann.

»Sind Sie denn schon alt genug, um im Staate New York Alkohol zu servieren, Bradley?«, witzelt er.

»Ich bin älter, als ich aussehe«, entgegnet Bradley mit einem Grinsen. »Zweiundzwanzig.«

»Dann bitte einen Gin Tonic«, sagt David und lächelt zurück.

Bradley bereitet den Cocktail fachmännisch zu. Während David ihn beobachtet, fängt er aus den Augenwinkeln eine Bewegung auf und sieht hoch. Ein junges Paar kommt die Treppe herunter.

»Oh, sieh nur«, sagt der Mann zu seiner Begleiterin, als er den Barwagen entdeckt. Er lächelt und reibt sich die Hände, um seine Worte zu betonen.

David kommt nicht umhin, sein Lächeln zu bemerken. Es macht den Mann sofort sympathisch. Er ist groß und schlaksig, mit zerzausten braunen Haaren und einem leichten Bartschatten im Gesicht – der lässige Typ, in Jeans und kariertem Hemd, aber David vermutet, dass er in diesen Klamotten überall hingehen könnte. David freut sich, ihn zu sehen; er kann ein wenig leichte, ablenkende Konversation gebrauchen. Die Frau in Begleitung des Mannes ist attraktiv, jedoch nicht so atemberaubend wie die andere, die David vor einigen Minuten auf der Treppe begegnet ist. Für einen Moment fragt er sich, ob hier nur Paare sind.

»Dürfen wir uns zu Ihnen setzen?«, fragt der Mann.

»Aber gerne«, sagt David.

»Ich bin Ian«, stellt sich der Mann vor und streckt David die Hand entgegen.

Die Frau neben ihm reicht David ebenfalls die Hand. »Und ich bin Lauren.«

»Freut mich, Sie beide kennenzulernen«, sagt er. »Ich heiße David.«

»Es scheint ein bisschen leer zu sein«, sinniert Lauren und sieht sich um.

Bradley der Barmann nickt. »Das Hotel ist nicht ausgebucht. Wir haben zwölf Zimmer, aber an diesem Wochenende sind bloß sechs belegt. Wir hatten eine Reihe von Absagen wegen des Schnees. Und ein paar unserer Mitarbeiter – der Barkeeper beispielsweise und die Reinigungsfrau – haben es nicht geschafft, rechtzeitig vor dem Schnee hier zu sein. Aber ich bin da, also ist alles in Ordnung.« Er verschränkt die Hände vor der Brust. »Ich kenne mich ein wenig mit der Zubereitung

von Cocktails aus«, fügt er spontan hinzu. »Der Barkeeper hat es mir beigebracht.«

»Ausgezeichnet!«, sagt Ian. »Würden Sie mir dann bitte einen Whiskey Soda machen?«

»Selbstverständlich.«

»Und ich nehme einen Manhattan«, sagt Lauren.

»Ist denn der Koch rechtzeitig angekommen?«, fragt Ian.

»Ich bin am Verhungern.«

Bradley hebt die Augenbrauen. »Keine Sorge. Mein Vater ist der Koch. Unser Hotel ist ein Familienbetrieb. Wir wohnen auch hier – in einem Apartment am Ende des Gangs, hinter der Bar.« Er nickt in Richtung des Korridors. »Mein Vater und ich sollten zurechtkommen, bis die Straßen wieder frei sind. Obwohl es heute Abend vermutlich nur ein Buffet geben wird statt Menus.«

Ein plötzlicher Windstoß rüttelt wütend an den Fenstern. Die Gäste drehen sich instinktiv in Richtung des Geräuschs.

»Wir haben hier oben regelmäßig heftige Stürme«, sagt Bradley.

Jetzt bemerkt David einen älteren Mann, der die Lobby betritt. Nach der umgebundenen Schürze zu urteilen, kommt er aus der Küche, die vermutlich hinter dem Speisesaal liegt. Bradleys Vater.

»Willkommen«, sagt der Mann. »Ich bin James Harwood, der Besitzer des Hotels ... und der Koch«, fügt er hinzu. »Keine Sorge, ich verspreche Ihnen, wir werden uns gut um Sie kümmern, wie auch immer das Wetter wird.«

David betrachtet ihn abschätzend. Er wirkt selbstbewusst, wie jemand, der sicher ist, dass er sein Versprechen halten kann. Harwood ist offensichtlich erfolgreich mit diesem Hotel; er ist stolz auf sein Haus, und das zeigt er auch. Er plaudert kurz mit ihnen und kehrt sodann zurück in seine Küche.

David setzt sich wieder in seinen Sessel und freut sich weiter auf sein Wochenende.

Lauren beobachtet, wie Ian den Mann am Feuer in ein freundliches Gespräch verwickelt. Ian kommt mit jedem aus. Er hat bereits herausgefunden, dass David Strafverteidiger ist und in New York City lebt. Jetzt versucht er, ihn über einige seiner Fälle auszufragen.

»Was war der interessanteste Fall, an dem Sie je gearbeitet haben?«, fragt Ian neugierig.

»Sie sind alle interessant«, sagt der Strafverteidiger mit einem ausweichenden Lächeln.

»Gibt es denn irgendwelche, über die wir in der Zeitung gelesen haben könnten?«, will Lauren wissen.

»Möglich wäre es.«

In diesem Moment spürt sie, dass jemand die Treppe hinunterkommt, und sieht über die Schulter nach oben. Es sind Gwen und Riley. Sie bemerkt, wie der Strafverteidiger die beiden Frauen beobachtet, während sie sich nähern. Die beiden Frauen kommen zu ihnen und setzen sich gemeinsam auf ein Sofa gegenüber dem Feuer. Gwen lächelt ihnen nervös zu, doch Riley sieht niemanden an. Aber dann kommt Bradley mit den Cocktails und sorgt für eine willkommene Ablenkung. Die beiden Frauen bitten um je ein Glas Merlot und verstummen wieder. Gwen sieht ganz anders aus ohne ihre Skimütze und die gesteppte Winterjacke, denkt Lauren. Sie ist klein und zierlich, und ihr glänzend schwarzes Haar steht in einem bezaubernden Kontrast zu ihrer cremeweißen Haut. Riley ist größer, und ihr blondes Haar fällt schlaff bis auf die Schultern. Sie sieht ungesund aus neben Gwen.

Ian ist noch nicht fertig mit seinen Fragen an David, den

Strafverteidiger. »Hatten Sie schon einmal einen Mörder als Klienten?«, fragt er. Sein Enthusiasmus bringt schließlich ein widerwilliges Lächeln in das Gesicht seines Gegenübers.

»Ja, habe ich.« David schwenkt den Drink in seinem Glas herum. »Viele.«

»Kommen Sie, erzählen Sie uns davon!«, fordert ihn Ian auf.

»Hören Sie nicht auf ihn«, wirft Lauren ein. »Ich glaube, er sieht zu viele Krimis im Fernsehen.«

»Es ist nicht immer so wie im Fernsehen«, sagt der Strafverteidiger.

»Wie meinen Sie das?«, fragt Lauren und bemerkt seinen nach unten gezogenen Mundwinkel.

David zuckt mit den Schultern. »Im Fernsehen wird der Gerechtigkeit in der Regel Genüge getan. Im wirklichen Leben funktioniert das nicht immer so.«

»Sie meinen – als Strafverteidiger –, Sie sind zu gut in Ihrem Job?«, schlägt Ian vor, und alle lachen.

Lauren kann jetzt die beiden Frauen murmeln hören, aber nicht ganz verstehen, was sie sagen. Sie reden mit gedämpften Stimmen.

»Ich tue mein Bestes«, sagt der Strafverteidiger.

»Wie machen Sie das?«, hakt Lauren nach. »Wie vereinbart man das, was man tut, mit seinem Gewissen – jemanden zu verteidigen, von dem man weiß, dass er etwas Schreckliches getan hat?« Hastig fügt sie hinzu: »Bitte entschuldigen Sie. Ich will nicht urteilen.«

David Paley schaut starr in sein fast leeres Glas und überlegt, wie er antworten soll. Es ist eine Frage, die ihm schon oft gestellt wurde.

Er ist sehr erfolgreich als Strafverteidiger. Allerdings ist er sich nicht so sicher, ob er das auch als Mensch ist. Seine Partnerin in der Kanzlei haben behutsam vorgeschlagen, dass er sich eine Auszeit nehmen soll, vielleicht eine Reise machen. David hat allerdings niemanden, mit dem er sich die Welt ansehen könnte. Er hat keine Frau mehr. Woanders zu sein könnte ihn zwar für eine Weile ablenken, aber sicher nicht seine innere Leere füllen. Den größten Teil seiner Laufbahn damit zu verbringen, erfolgreich Mörder zu verteidigen, hat definitiv seinen Tribut gefordert. Doch er hat eine Antwort auf Laurens Frage. Er weiß, was er sagen muss – auch wenn er selbst nicht unbedingt daran glaubt.

»Ich habe eine wichtige Aufgabe als Strafverteidiger. Nach unserem Rechtssystem gilt jeder als unschuldig, bis seine Schuld erwiesen ist. Meine Aufgabe besteht darin, jeden Angeklagten nach besten Kräften zu vertreten ... Wenn Anwälte sich einfach weigern könnten, jemandes Mandat zu übernehmen, wegen ihrer eigenen Befindlichkeiten oder wegen ihres Gewissens ...«, fügt er hinzu.

Lauren hört ihm gebannt zu.

Er zuckt mit den Schultern. »Ohne Strafverteidiger würde das System nicht funktionieren.« Er nimmt einen großen Schluck von seinem Cocktail. Es klingt alles so einfach. »Man muss das Gesamtbild betrachten«, sagt er. Er sagt ihnen nicht, wie schwierig das sein kann.

Er bemerkt, dass die beiden Frauen, die etwas weiter weg auf dem Sofa sitzen, ihn aufmerksam beobachten und ihm zuhören. Er findet die Dunkelhaarige recht attraktiv. Sie sieht ihn mit intelligenten, bewundernden Augen an. Er würde gerne mit ihr reden. Vielleicht findet er an diesem Wochenende doch nicht die Ruhe, wegen der er hergekommen ist.

Gwen schaut auf den Strafverteidiger, der am Feuer sitzt. Er ist älter als sie, vielleicht vierzig oder so; seine kurzen dunklen Haare fangen an den Schläfen an zu ergrauen. Er hat ein schönes Gesicht – attraktiv und freundlich – und eine Art von melancholischem Lächeln, das sie anspricht. Sie mag den Klang seiner Stimme, ihr Timbre – sie trägt ohne Mühe, vermutlich von Jahren des Redens vor Gericht. Er hat ein gesundes Selbstvertrauen, eine gewisse Leichtigkeit mit sich selbst, die sie anziehend findet. Sie ist eine moderne junge Frau. Sie hält sich für eine Feministin. Doch sie war sich ihrer selbst nie besonders sicher – das ist eine Eigenschaft, die sie bei anderen bewundert, um die sie sie sogar beneidet. Sie will stark und unabhängig sein wie Riley. Oder besser, so wie es Riley einmal war. Ihr Blick streift ihre Freundin. Sieh nur, wo sie das hingebracht hat.

Neben ihr trinkt Riley ihr erstes Glas Wein wie Wasser an einem heißen Tag. Oder als würde sie mit den Jungs Shots kippen. Sie war immer eine versierte Trinkerin. Gwen hat ihr eigenes Glas bisher kaum angerührt, aber jetzt nimmt sie einen großen Schluck. Riley scheint langsam aus ihrem halbkatatonischen Zustand zu erwachen. Sie winkt dem jungen Mann mit dem Barwagen. »Kann ich noch eins haben?«, fragt sie.

»Selbstverständlich«, sagt er und schenkt ihr ein weiteres Glas ein.

»Danke«, sagt Riley. Und kippt es dem ersten sogleich hinterher. Nun verstummen alle, alle beobachten sie, und Gwen wird unruhig und verlegen. Sie will nicht, dass Riley Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie will auch nicht, dass sie sich betrinkt; sie hat keine Ahnung, was sie dann tut, wie sie dann ist. Riley war früher stets lustig, wenn sie betrunken war, ein richtiges Partygirl, aber heute weiß Gwen nicht, was sie er-

wartet. Riley ist völlig verändert, seit sie diesmal aus Afghanistan zurückgekehrt ist. Manchmal ist sie völlig in sich selbst versunken und starrt ins Leere. Dann wiederum ist sie gereizt und sogar ein wenig aggressiv. Und ihre gelegentlichen Ausbrüche nervöser Energie – das Zappeln, die Art und Weise, wie ihre Augen ständig hin und her zucken –, all das fängt bereits an, Gwen auf die Nerven zu gehen.

Verehentlich sieht sie dem Strafverteidiger in die Augen und wendet hastig den Blick ab. Sie bedauert bereits, diesen Wochenendausflug vorgeschlagen zu haben. Ihr Wagen steckt meilenweit von hier entfernt in einem Graben fest. Die Abschleppfirma hat gesagt, sie könnte erst am nächsten Morgen vorbeikommen und den Wagen bergen. Bis dahin ist er wahrscheinlich unter einer so hohen Schneeschicht begraben, dass sie ihn nicht mehr finden können.

Sie beugt sich zu Riley herüber und flüstert: »Vielleicht solltest du langsamer trinken.«